

Zeitschrift: Nidwaldner Kalender
Herausgeber: Nidwaldner Kalender
Band: 1 (1860)

Artikel: Erinnerungen vom Überfall der Franzosen am 9. Herbstmonat 1798
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1007845>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Obrigkeit schenkte er ebenfalls 2000 Gulden, aus deren Zins die Kosten der Kreuzgänge nach Einsiedeln und Sachseln bestritten werden sollten. Am Stempbach hinter dem Kapuzinerkloster ließ er eine Kapelle bauen, in welcher die ganze Versammlung des Konzils von Trient sehr kunstreich gemalt war. Diese Kapelle wurde 1601 bei einem Erdbeben verschüttet, das Glöcklein derselben der Pfarrkirche geschenkt und hieß fortan das Steinbruch- oder Salveglöcklein.

Im Jahre 1595 wurde Lussi zum 11ten und letzten Male zum regierenden Landammann gewählt. Im folgenden Jahre, gerade am Hausjahrzeit des Geschlechtes Lussi, als er zum Opfer gehen wollte, besiel ihn ein Schlag. Man trug ihn aus der Kirche in das Haus seines Bruders, des Landammann Wolfgang Lussi, der gerade ebenfalls schwer krank darnieder lag. Von da wurde er in einem Schlitten nach Hause gebracht und der sorgfältigsten Pflege gelang es endlich, ihm die verlorne Sprache zu geben und eingetretene Lähmung größtentheils zu heilen. Von nun an führte Landammann Lussi die einfachste und regelmäßige Lebensweise. Sobald er am Morgen aufgestanden war, besuchte er einige hl. Messen der B. V. Kapuziner, begab sich von da in den ganzen Pfarrgottesdienst, und nachher in das Beinhaus und die Mutter-Gottes-Kapelle, wo er jedes Mal ein Opfer in den Opferstock warf. Zu Hause mußte man ihm kleine Münzen in die Westentasche stecken, die er dann auf dem Heimwege unter die Armen austheilte. Gewöhnlich besuchte er den Gottesdienst zu Fuß, öfters auch zu Pferd, oder er ließ sich von

seinen Dienern in einem Sessel tragen. Zum Mittagessen hatte er gewöhnlich einige Bekannte und Freunde um sich, zur fröhlichen Unterhaltung, bis gegen 2 Uhr, worauf er dieselben jedes Mal entließ und sich in die Vesper der Kapuziner verfügte. Auf seinen Kirchgängen trug er immer einen Rosenkranz in der Hand, einen andern um den Hals, an dem das Ritterkreuz von Jerusalem hienag. In dieser stillen Zurückgezogenheit lebte Ritter Lussi noch 10 Jahre. Endlich wurde er 1606 von einem Fieber ergriffen, dem er wegen seiner Altersschwäche nur wenige Tage zu widerstehen vermochte. Er starb am 14. Wintermonat des gleichen Jahres im 77sten Jahre seines Alters, und wurde, wie er selbst es angeordnet, im Pilgerkleide und mit dem Pilgerstabe seiner Wallfahrt nach Jerusalem in den Sara gelegt, im Chore der Pfarrkirche von Stans beigesetzt. Als man im Jahre 1632 seinen Sohn Landammann Johann Lussi im gleichen Grabe beisetzen wollte, fand man die Leiche des Ritters noch wie unverseht; aber kaum berührt, fiel sie in Staub zusammen. Die Gebeine wurden in ein Kästchen gefaßt und mit dem Sohne wieder begraben. Im Jahre 1642 mußten die Leichen wegen dem Neubau der Kirche ausgegraben werden. Die Todtenschädel von Vater und Sohn wurden gereinigt, einige Zeit im untern Beinhaus aufgesetzt und dann in der Mauer der Kirche bei der kleinern Kirchenthüre gegen das Beinhaus hinter einem Eisengitter aufbewahrt. Dort ist dem Ritter Melchior Lussi, dem wackern Bürger, dem braven Eidgenossen auch ein einfaches Denkmal von Erz gesetzt.

Erinnerungen vom Ueberfall der Franzosen am 9. Herbstmonat 1798.

Die Zeugen dieses Schreckenstages sind schon zum größten Theil hinüber gegangen in's Land des Friedens, aber ihre Schicksale sind zu wichtig, als daß sie so schnell der Vergessenheit anheim fallen dürfen. Der Nidwaldner-Kalender sieht es nicht außert seiner Aufgäbe, einzelne Ereignisse dieses verhängnißvollen Tages dem Staube der Vergessenheit zu entreißen und sie dem heutigen Volke von Nidwalden treu und wahr zu erzählen, damit Gottes wunder-

bare Tüchungen immerfort bewundert und manche Lehre für die Zukunft geschöpft werden möge. Für dieses Jahr folgen hier die Erlebnisse eines Mannes, wie er sie in einem Alter von beinahe 80 Jahren uns umständlich und getreulich erzählte.

Ich war ein kräftiger junger Baurenknecht, hatte gutes, starkes Gewand, ein paar Schilling Geld verdienet und stand im Ennetmoos in der Schlacht. Die Franzosen kamen in ihrer Ueber-

zahl, mit schwerem Geschütze. Unsere Schanzen mochten das gar nicht ertragen, sie gaben uns keine Wehr, wir mußten sie verlassen und wurden hinein getrieben über die Rieder bis auf den Roßberg. Wir waren unser 20 oder 30 Mann beisammen und schossen hinter Hägen und Bäumen auf die Franzosen, daß ihrer viele auf dem Platze blieben, während andere schon dem Flecken Stans zu eilten und mit Feuer und Schwert ihren Einzug hielten. Die Kugeln flogen links und rechts um uns und der Krieg kam uns von allen Seiten her immer näher auf den Leib. Wir sahen, daß es weder rätlich noch nützlich wäre, länger da zu verweilen, und daß nun jeder sein Leben retten müsse, so gut er könne, da unser Vaterland doch nicht mehr zu halten sei. Wir verließen unser Versteck und zerstreuten uns nach allen Seiten. Etwa 8 Kameraden und ich nahmen unsere Richtung gegen den hintern Roßberg und suchten in einem Buchenwald Schutz und Ruhe. Unser drei legten uns unten an ein kleines Töfli, einer hatte einen Streißchuß am Schenkel, alle aber heftigen Hunger und Durst im Leib. Wir kamen überein, daß einer von uns zu den Häusern im Roßwinkel hinabsteige, um dort etwas Speis und Trank aufzufinden. Ich wagte mich behutsam aus dem Wald, schlich unten in das Hubelhaus, und fand dort eine große Flasche Brantwein und einen Traakorb voll Brod, da man an viele entlegene Posten Lebensmittel zum Unterhalt der Landwehr hatte hinbringen lassen. Ich füllte einen vorfindlichen Krug, nahm Brod, ein Trinkglas und wollte zu meinen Kameraden zurück. Da kamen andere hiesige Schützen vom Schlachtfeld her und wollten mich bewegen, mit ihnen über das Galgenried hinüber zu ziehen, um den Bürgenberg zu erreichen, aber das Ried war schon unsicher geworden und ich hatte meinen Kameraden das Wort gegeben. Ich kehrte zu unserem übelverborgenen Hinterhalt zurück. Kaum hatten wir angefangen etwas zu essen und dem Geschossenen seine Wunde zu waschen, so kamen bei 30 Franzosen auf uns zu, weil uns zwei Hunde, die uns nach gelaufen waren, verrathen haben müssen. Unsere Feinde waren kaum 10 Schritte von uns, als wir sie gewahrten. Zwei von uns sprangen über einen Felsensatz hinunter (ich sah sie seither nicht mehr), ein anderer wurde vor unsern Augen niedergeschossen, zwei andere geriethen in die Hände eines menschlichen Offiziers, der sie

mit einer Sicherheitskarte entließ, die übrigen entwischten, und ich kam in die Gewalt eines wüthenden, betrunkenen Offiziers. Zuerst wollten sie wissen, wohin alle ausgestoben, und als ich das weder sagen konnte noch wollte, gab mir mein besoffener Herr mehrere Streiche mit der flachen Klinge seines Säbels. Dann gieng der Raubzug über den Roßberg weiter von Haus zu Haus, ich mußte überall als Gefangener mit. Der Offizier hielt sich an meinem ledernen Gürtel fest, so daß ich ihn immer nachschleppen mußte, zuerst auf den vorderen Roßberg, dann wieder abwärts bis zum Hubelhaus. Auf dem Wege gefiel es den wüthenden Franzosen, mir hie und da einen Bajonnetstich in die Schenkel zu geben, am schmerzlichsten traf mich ein Schlag mit einem Hagstecken, den sie mir quer über das Kreuz aufmaßen.

Ueber den ganzen Stanzerboden hin sah man nichts als Rauch und Flammen, aber keine Feuerglocke wollte ertönen, die Wuth des Feindes hatte ihren ungehinderten, schrankenlosen Lauf, nur Geheul und Geschrei, Geschütze und Getümmel erfüllte das ganze Land, und mir schien, wenn einstens der jüngste Tag über die Welt herein breche, so könnte es nicht schrecklicher sein. Beim Hubelhaus stießen wir wieder auf eine Schaar Franzosen, ihrer mehr als 100 saßen oder lagen am Rain. Einige spotteten meiner und riefen mir zu: „Gelt der Franzos gan aug schießen, wenn man dir schon asagt, das Gugel geht nit rein.“ Dem Einen mußte ich meine guten Pechschube von den Füßen geben, dem Andern gefielen meine Strümpfe, einem Dritten und Vierten mein „Länder“ und mein lederner Gürtel und was ich sonst noch hatte; so blieb mir nichts mehr als meine blauen kurzen Katinhosen und das Hemd am Leib. Ich glaubte nun bald entlassen zu werden, da ja bei mir nichts mehr zu entheben wäre, aber das sollte nicht sein. Mein grausamer Herr parlrte lange mit einem langen, hochbeinigen Mann, der mir ganz gleichgültig zu verstehen gab, er müsse mir den Kopf abschlagen. Auf dem Rain war ein kleiner, ebener Platz, wohin mein Henker mich führte. Im Hingehen dachte ich, mit diesem Kerl wollt' ich's schon probiren, wenn ich dann durch die Flucht entinnen könnte. Ich mußte niederknien, machte ein andächtiges, kräftiges Kreuz, hob die gefalteten Hände ein wenig in die Höhe und erwartete mit offenen Augen den Todesstreich. Ich sah deutlich, wie mein Scharfrichter seinen

blickenden Säbel gegen meinen Hals schwang; in demselben Augenblick schlug ich mit der linken Hand gegen den Streich aus, fieng diesen mit dem Verlust eines Fingers auf, die zwei nächststehenden Finger wurden stark verwundet, und ich rollte gleich einem Todten unter lautem Gelächter der Franzosen den gähnen Rain hinab, um mich unten im Gebüsch zu verkriechen. So schnell ich aber hinunter purzelte, so entgieng den Franzosen nicht, daß mein Kopf noch fest am alten Fleck sitze. Zwei Soldaten kamen mir eilig nach gesprungen; sobald ich sie gewahrte, sprang ich auf und lief so viel ich mochte dem Kozloch zu. An meinem Wege standen nicht weit wieder zwei Franzosen, aufgerufen von meinen Verfolgern schlugen sie auf mich an, ich mußte zwischen beiden durch, sie gaben Feuer, aber schossen fehl. Von da an hatte ich nun vier Verfolger und nichts anders zu erwarten als nach grausamer Marter den sicheren Tod. Da fuhr mir der Gedanke durch den Kopf, den See zu erreichen, in's Wasser zu springen und dort meinen Tod zu suchen. Als ich in diesen Gedanken einwilligte, bog ich um eine Ecke, welche mich den Franzosen auf einige Augenblicke verbarg, wurde auf einmal so gelähmt, daß ich mich zu Boden lassen mußte. Ich kroch auf allen Vieren nach einer dicken Buche, kaum ein Klafter vom Weg, und erwartete so mein ferneres Schicksal. Meine Verfolger kamen schraubend daher, der erste rannte vorüber, ebenso der zweite und dritte, da wollte ich mich auf die andere Seite der Buche umdrehen, damit sie mich beim Zurückschau'n nicht sehen könnten, aber da langte der vierte und letzte eben bei der Buche an, wir schauten einander gerade in die Augen. Entweder wollte er mir schonen, oder dann waren seine Augen geblendet, daß er mich nicht sah, und auch er war im Sprunge vorüber.

Sobald ich dieser Gefahr entgangen, kroch ich mühsam und erschöpft durch die Stauden hinauf in den Klosterwald, bis oben nahe an die zerfallenen Mauern der alten Burg. Nun erkannte ich mitten in meinem Elend die Barmherzigkeit Gottes, die mich in wenig Stunden aus so vielen Todesgefahren gerettet und durch mein gähliges Erlahmen vor dem Selbstmord bewahrt hatte, daher hoffte ich von Gott die fernere Erhaltung meines Lebens.

Oben auf dem Schlöfli hauste eine französische Wache, fluchte und feuerte die ganze Nacht, die Waldbruderhütte diente als Wacht-

feuer. Ich sank halb sinnlos nieder, bald wachend bald träumend; vom Durst gequält, von den Wunden geweckt, vom Frost der Nacht gerüttelt, erwartete ich den kommenden Tag. Durch den Wald gedeckt ließ ich mich auf der andern Seite des Kozberges hinunter bis zur Brandstätte der Löchlimühle. Gierig sprang ich in den Mehlbach, um meinen brennenden Durst zu löschen, da rief mich schon wieder eine Schaar Franzosen an und wollten mich fangen. Ich nahm meine Kraft zusammen, wattete durch den Bach und lief gegen die obere Rütthe hinauf. Hier war ich den Franzosen wieder aus den Augen. Eine Gais kam schreiend zu mir, da sie während zwei Tagen Niemand gemolken hatte. Ich schickte mich an, dem armen Thiere seine Last zu erleichtern und mir eine Stärkung zu verschaffen, aber es mußte noch nicht sein. Eine Kugel pffiff so nahe an mir vorüber, daß ich mein Heil wieder im Walde suchen mußte. Mühselig stieg ich aufwärts durch den schmalen Felsweg unter der Zingelfluh durch, wo zwei Männer auf mich riefen, die ich an den weißen Hirthemden als die unfrigen erkannte. Der eine hatte einen verwundeten Arm, der andere gab mir mager'n Käse, das Einzige, was ihm nach Brand und Plünderungen geblieben. Gott lohn' es ihm im ewigen Leben! Es war der Michael Bonbüren auf dem Mutterchwanderberg. Am Dienstag den 11. Herbstmonat hatte endlich die Wuth der Sieger soweit nachgelassen, daß ich es wagte, nach Stans in den Spital zu gehen. Der Spital war aber mit Sterbenden und Schwerverwundeten so überfüllt, daß meines Bleibens hier nicht sein konnte. Ein französischer Feldarzt verband mir gar freundlich meine Wunden, und ich verließ Stans umgeben von rauchenden Brandstätten, wimmelnd von Soldaten aller Waffen, und gedachte meine Bekannten auf dem Waltersberg aufzusuchen, dafür erhielt ich eine Sicherheitskarte. Die Wylerbrücke war mit Bewaffneten besetzt, die mich unangefochten durch ließen, sie bezeugten selbst noch einiges Mitleid mit mir, die sie mit den Worten aussprachen, die mir heutigen Tags noch im Gedächtniß sind: „O misstrabel bleßiert, besser kaput.“

So erzählte Martin Waser, der sein wunderbar gerettetes Leben bis zum Greisenalter brachte. Er ist nun schon vor einigen Jahren gestorben, aber noch vielen Nidwaldnern zu Berg und Thal wohl bekannt, ist manchen Sommer zu Alp gegangen und als ein gutmüthiger biederer Mann beliebt gewesen.